

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 14

**Artikel:** Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

**Autor:** Wenger, Lisa

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-637988>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Die Sennersöchje

## in Sport und Bild

Nr. 14  
XVIII. Jahrgang  
1928

Bern,  
7. April  
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

### Frühling. (Den Blinden zu Ostern.)

Von Ernst Oser.

In kahle Stuben dringen Sonnenfluten.  
Sie wogen um die schlanken Weidenruten,  
Gesteckt schon für der Körbe starke Wände  
Und wartend auf der Blinden flinke Hände.  
Die Uhr schlägt acht. Da kommen sie geschritten,  
Mit raumvertrauten, festen Alltagstritten,  
Als ob sie schauten mit den leeren Augen  
Das Werk, zu dem sie, die Enterbten, taugen.  
Nun steht ein jedes schon an seinem Tisch,  
Greift in die Weidenruten keck und frisch.  
Bald rundet sich des Korbes feste Wand,  
So fest geflochten, wie von anderer Hand.  
Da spüren sie der Morgensonne Fluten,  
Und schmeichelnd legt die Hand sich um die Ruten,  
Liebkosend gleichsam, und wie Lenzesminne  
Umfängt es jetzt der Blinden helle Sinne:  
„Die jungen Gerten von den Weidenbäumen,  
Ob sie nicht auch vom nahen Frühling träumen?“  
So flüstern sie . . . Sie sehn am Wiesenbach  
Das erste, zarte Grün, das allgemach  
Die Wipfel zierte, die Gärten und die Matten.  
Sie sehn die Veilchen und die gelben, satten  
Primeln am Hang. Sie schaun den Himmelsbogen,  
Der weiße Wolkensegel aufgezogen.  
Das Lied der Vögel jubelt an ihr Ohr  
Und zaubert ihnen Lust und Wonne vor.  
Sie hören frohe, leichtbeschwingte Worte.  
Sie ahnen, wie so manches Herzens Pforte  
Sich liebend auftut einer Seligkeit  
In dieser wonnesamen Frühlingszeit.

Um ihre herben Lippen wirbt ein Laden . . .  
Der Blinden Seele zieht auf leichtem Nachen  
Dorthin, wo Lenz und Sonne die umfangen,  
Die oft so kalt durch Licht und Glück gegangen,  
Ob auch ihr Auge ringsum Schönes schaute  
Und ihnen doch ein weiter Himmel blaute.  
„Morgen ist Ostern!“ denken jene Blinden.  
Sie können keine bunten Kränze winden  
Aus Grün und Wiesenblumen, und doch sehen  
Im Geiste sie die Erde auferstehen.  
Sie hören schon das hallende Strohlocken,  
Weit über Stadt und Land, der Osterglocken.  
Welch' eig'nes Glück! Die Augen, die nicht schauen,  
Sie wissen ihre Bilder aufzubauen.  
Wenn Licht und Lenz das Osterfest umjäumen,  
Will ihre Seele mit den Andern träumen,  
So schenkt der Schöpfer jenen Weidenruten  
Des Frühlings warme, helle Sonnenfluten.  
Und wenn die Gerten zum Geflecht sich biegen,  
Wenn kluge Hände sie zu Körben schmiegen,  
Dann ist dort eine Wonne eingeflochten,  
Wie nimmer andre es zu tun vermochten.  
So birgt der Weidenkörbe Alltagshabe  
Der Blinden schönste, lichte Lenzesgabe:  
Ihr ungeschautes Glück. Und wer es fände,  
Dem wird es zur geweihten Osterspende!  
  
Du gibst uns Ostern, das wir schauen dürfen.  
Herrgott, hab' Dank! Laß uns nach Liebe schürfen,  
Nach Licht und Glück. Dem Guten laß' uns leben  
Und es den Blinden vollen Herzens geben!

### Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 14

Frau Uttinger trat zu ihrem Sohn. Er saß wie immer an seinem Fenster und lauschte auf das summende und blühende Leben in seinem Garten. „Und unten rauscht das Leben mir vorbei. Und unten rauscht das Leben mir vorbei.“ . . . Schwer sanken die Lider über seine armen Augen, er seufzte.

„Johannes, ich habe dich lange nicht seufzen hören“, sagte seine Mutter und legte ihm ihre warme Hand auf die Schulter. „Fehlt's an Kraft, etwas Schweres zu tragen, Lieber?“ „Ach, Mutter.“

„Ja, ja, ich weiß schon. Wir wollen darüber keine Worte machen.“

„Doch, Mutter. Ich habe es nötig, daß du mit mir darüber redest. Ich kann's allein nicht durchleben.“

„Ach, Johannes, ich habe es kommen sehen und mich gefürchtet vor der Erkenntnis. Kannst du diese — deine — diese Liebe nicht Gott darbringen?“

„Glaubst du, ich hätte es nicht versucht, Mutter? Aber nie in meinem Leben habe ich so gefühlt, wie sehr ich ein Mensch bin als gerade jetzt. Alles was ich tot und vermodert glaubte, tobt in meinem Herzen. Neid, Eifersucht — auf wen, Mutter, auf wen habe ich das Recht eifersüchtig zu sein? Auf den Staub, den ihr Fuß berührt, auf die Blätter, die von den Bäumen über sie fallen, auf das Buch, das sie liest, auf ihren Freund — ach, Mutter, es ist eine Güte Gottes, daß ich von keinem weiß, den sie liebt. Wenn du mich sehen könntest so wie ich jetzt bin, gefangen und gefesselt, die Seele ganz umwunden von Begehrten und Wünschen, ganz eingeengt, und nicht mehr der freie Mann, der ich war. Manchmal meine ich ersticken zu müssen, als stehe ich auf dem tiefsten Meeresgrund und alle die Wasser bedrängten mich. Ja, Mutter, die Wasser der Trübsal sind wuchtig und haben große Macht. Ich stehe unter ihrer Gewalt, kannst du mir nicht helfen?“ Er lehnte seine Stirne an seine Mutter, die, ohne sich zu rühren, neben ihm stand. Ein unerhörter Schmerz fasste sie an. Als sei sie selbst es und nicht ihr Sohn, der an dem ewigen Weh der Menschheit trug. Sie streichelte sein Haar immer wieder.

„Johannes, versuche es dennoch, Gott deine Liebe darzubringen. Sage dir nicht: Ich bin blind und muß auf Liebe verzichten, ich soll nicht lieben dürfen. Sage dir: Gott gab mir diese Liebe ins Herz, damit ich meine Mitmenschen besser begreifen lerne, damit ich sie trösten kann, wenn sie einstmals zu mir kommen und mir gleiches Leid klagten. Er wollte, daß ich diesem Mädchen begegnen sollte, damit ich mein Leben lang wisse, was Schönheit ist, du hast mir gesagt, du fühlst Rahels Schönheit, als ob du sie sähest — er gab mir das unendlich feine Gefühl, mit der meine Seele andern begegnen kann. Und wollte Gott mir nicht ihre Liebe geben, so wollte er, daß sie mir ihre Freundschaft schenke, gab mir ihr Mitgefühl, ihre Verehrung. So mußt du Gott verstehen, Lieber. Es ist nicht so leicht, du bist ein Mann. Ich weiß es, was es sagen will. Wo ist deine Kraft? Wo ist dein Glaube, daß alles, was geschehe, zum Besten geschehe? Wo ist deine Demut, die sich so oft gesagt hat: Warum solltest gerade du ohne Schmerz durch das Leben gehen dürfen?“

„Mutter, du weißt nicht, wie alles in mir nach ihr drängt, und wie ich meine Hände fesseln muß, daß sie nicht nach ihrem Kleide greifen: Bleib Rahel, bleib.“

„Doch, Johannes, wie sollte ich es nicht wissen? Ich bin jung gewesen und habe geliebt.“

„Aber, Mutter, du hattest Waffen, für deine Liebe zu streiten, ich habe keine.“

„Liebe geht vorüber, Liebe wandert. Auch Rahels Liebe würde, liebte sie dich jetzt, wandern, fort von dir. Und dann?“

„Ja, ja, Mutter, ich weiß es, das alles sage ich mir selber. Aber nur einmal, nur ein einziges Mal sie in meinen Armen halten...“

„Ach nein, Johannes, da lügst du dir etwas vor. Viel schwerer wäre es nachher. Hebe deine Liebe zu Gott.“

Willst du es versuchen? Hingabe an den Willen Gottes, Kind, vergiß nicht, daß das alles ist. Das Schwerste hast du überwunden, deine Blindheit... und nun...“

„Nein, nein, nein, Mutter, es war nicht das Schwerste. Es war leicht, kinderleicht, gegen die Qual der Liebe, die mich jetzt erfüllt.“

„Ach, mein armer Johannes, so will ich neben dir stehen. Vielleicht gelingt es uns beiden zusammen, das Opfer zu bringen.“

Johannes schwieg. Er war sehr blaß. Nach einer Weile strich er mit der Hand über die Rosen, die vor ihm standen. Ein süßer Duft zog über ihn hin. Er lächelte. Sein Gesicht glich dem eines Märtyrers. Seine Mutter sah ihn lange an.

„Bringe das Opfer, Johannes“, flüsterte sie. „Und Gott wird in deiner eigenen Brust wohnen.“ Sie setzte sich in den Stuhl, der dem von Johannes gegenüberstand. Die Sonne sank. Schwüle, gewitterschwere Wolken bedrängten sie. Graue Dunstkreise zogen vor ihr vorüber. Blutrot glänzten die Fensterscheiben in ihrem Schein. Endlich sank sie und hinterließ fahle Dämmerung.

„Dank sei Gott“, dachte die Mutter, „daß sie morgen ihre Auferstehung feiert.“

Sorgsam führte Rahel Johannes den Weg entlang, den sie so oft gingen, und der zum Wald führte. Es war Mittwochnachmittag, und beim Mittagessen hatte Adeline gesagt: „Heute findet dein Spaziergang mit Herrn Attlinger statt. Ich bitte dich, dich französisch mit ihm zu unterhalten, er spricht es wie Deutsch seit seiner Kindheit.“

„Wenn es sich so gibt, Tante Adeline“, sagte Rahel. „Johannes“

„Es ist mir unangenehm, du weißt es, daß du diesen fremden Mann bei seinem Namen nennst. Ich möchte dich bitten, ihn bei seinem Familiennamen zu nennen.“

„Ach, Tante, wir sind so gute Freunde. Es würde ihm weh tun.“

„Er hat sich daran zu gewöhnen“, sagte Adeline.

„Nein, Tante, ich möchte ihn weiter Johannes nennen.“

„Du kennst meinen Wunsch und willst ihn nicht umgehen wollen.“

„Doch, Tante, bitte, bestehe nicht darauf. Ich kann Johannes das nicht zuleide tun.“

„Wie du willst, Rahel“, sagte Frau Petitpierre, und ihre Augen verdunkelten sich. „Dann hast du auf den Opernabend morgen zu verzichten. Willst du nicht tun, was ich wünsche, so tue ich auch nicht, was dir Freude macht.“

„Ich will auf die Oper verzichten“, sagte Rahel so gleich, obgleich sie sich sehr darauf gefreut hatte. Verstimmt als man weiter, und verstimmt ging man vom Tisch. Ottolie hatte von einer zur andern geblickt, ein paar Mal den Mund geöffnet, als ob sie etwas sagen wollte, doch schwieg sie. Adelines Zorn wurde aufs heftigste erregt, wenn Ottolie Rahels Partei nahm. Sie verlangte aber, daß die Verwandte sie unterstütze, jedesmal, wenn es galt, Rahel ins Unrecht zu setzen. So saß sie bebend zwischen ihrer Tochter und ihrer Brotgeberin. Meist achtete weder die eine noch die andere besonders auf ihr Mienenspiel, das ohnehin sich in durchaus bescheidenen Grenzen hielt, denn auch unbewußt wagte sie nicht, sich zu geben wie sie war.

Adeline trug es Rahel lange nach, daß sie nicht sofort auf ihre Bitte, die den Befehl in sich trug, eingegangen war und ließ es an scharfen Antworten und Sticheleien nicht fehlen. Jung, wie Rahel war, kümmerte es sie wenig, besonders da sie sich ohne weiteres im Recht glaubte, denn sie sah nicht den leisesten Grund, ihren Freund nun plötzlich als Fremden zu behandeln, und einem Befehl, den sie nicht begriff, zu gehorchen, lag nicht in ihrem Wesen.

Zur gewohnten Stunde stand Johannes vor der Türe, und Rahel ließ ihn nicht warten.

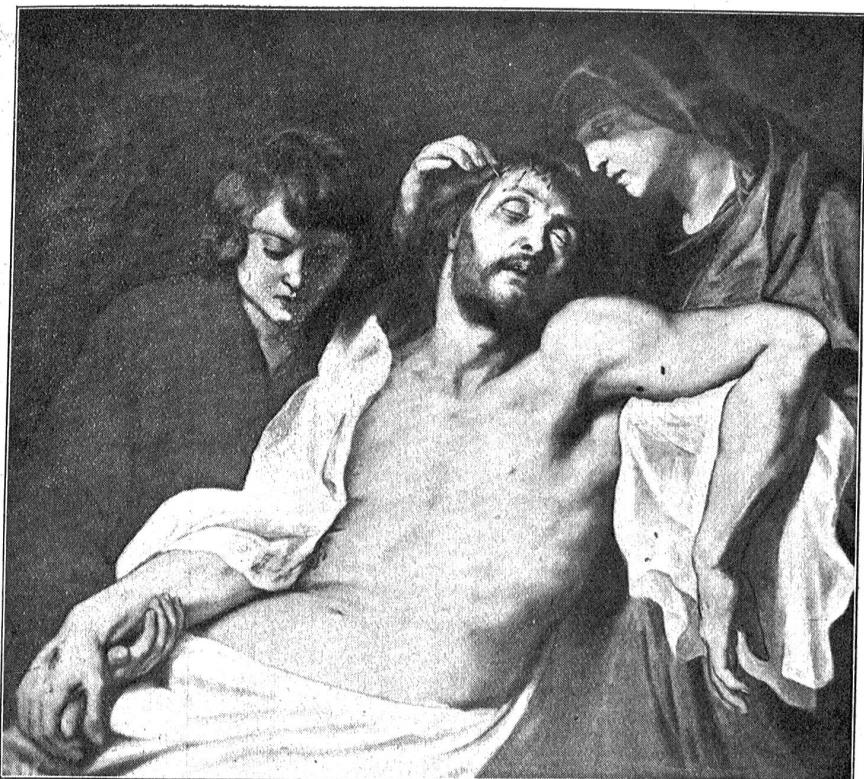
Langsam gingen die beiden auf dem breiten, roten Waldweg, auf dem die schwarzen Schnecken nahenden Regen ankündigten.

„Du bist so schweigsam, Rahel“, sagte der Blinde.

„Es ist so schön im Walde. Mich überkommt jedesmal ein Gefühl, als sei ich selbst gar nicht da, als sei ich aus mir selbst entflohen und habe mich nur einer großen Stille in mir zu beugen, oder in mich aufzunehmen, was um mich ist und mich fromm macht. Weißt du, Johannes, es ist ein ganz heiliges Gefühl.“ Johannes teilte es in demselben Augenblick. Auch ihn überkam eine Losgelöstheit, die ihn wie laue Wellen besänftigend umbagt und sein Weh milderte, trotzdem er an Rahels Hand ging und ihre Nähe atmerte. Sie redeten kaum. Hier und da zeigte Rahel mit leuchtenden Augen auf ein Eidechslein, das hüpfend vorüberraschelte, oder auf eine silberne Blindschleiche, die sich durch das Moos wand.

Johannes freute sich an jedem Laut, an jedem glücklichen Wort, das Rahel ihm gönnen, hörte mit Hingabe auf das weiche Schreiten neben sich und hielt sein Herz fest in seinen Händen. Trotzdem mußte er sich in plötzlich aufwallendem Gefühl Gewalt antun, Rahels Hand nicht an seinen Mund zu reißen und ihr nicht, mitten in der Herrlichkeit des Waldes, zu Füßen zu fallen. „Nur kein Unrecht tun, nur kein Unrecht tun“, sagte er beständig vor sich hin. „Gib acht auf dich, gib acht.“ Es war ein qualvolles Gehen, so zwischen Freude und Trauer, zwischen Verlangen und Entzagen, zwischen Hohem und Niedern. Rahel ging arglos neben ihm, sorgsam alles umgehend, was den Blinden hätte verlezen können, oder zum Stolpern bringen. Sie übersah keine Baumwurzel, die über den Weg kroch, keinen harten Halm, keine dornige Staude. Daß ihr Freund nicht war wie sonst, merkte sie wohl, doch schrieb sie es der Trauer zu, den herrlichen Wald um sich zu wissen, den Harzduft zu atmen, die Vögel zu hören, die Stille in sich aufzunehmen, aber alle die Herrlichkeit, die der Wald barg, nicht sehen zu können.

„Es ist schwer für dich, Johannes“, sagte sie mit ihrer klängvollen Stimme, „ich weiß es wohl.“ Dunkles Rot überflutete ihn, denn er hatte beinahe mit den gleichen Worten in demselben Augenblick seines Schmerzes gedacht.

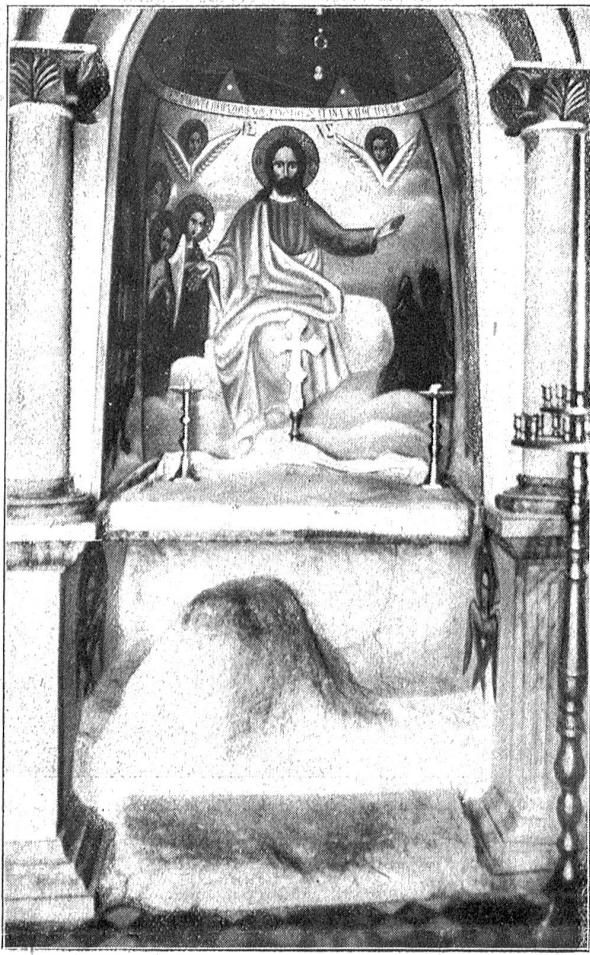


Peter Paul Rubens: Der tote Heiland von Johannes und Maria betrauert.

„Ich habe dir Waldlieder mitgebracht“, fuhr sie fort. „Dann ist es, als sähest du, was ich sehe. Du kannst nicht mehr traurig sein, wenn du sie hörst.“ Sie holte ihr Buch aus der Tasche und zog Johannes leise auf das Moos herab. Unbekümmert warf sie sich neben ihn und las. Ohne einen Laut hörte der Blinde zu. Plötzlich barg er sein Gesicht in seinen Händen und schluchzte, und als Rahel angstvoll und mitleidig seinen Arm faßte und selbst die Augen voll Tränen hatte, rief er: „Nein, Rahel, nein, rühre mich nicht an, ich kann's nicht ertragen.“ Rahel fuhr zurück. Was war das? Ihr Herz klopfte heftig, und sie fühlte, wie ihr das Blut unter die Haare stieg und wie ihr Gesicht brannte. In diesem einzigen Augenblick hatte sie erkannt, unter welchem Leid Johannes litt. Eine sonderbare Scheu ergriff sie, eine Art Furcht und Angst vor ihm, Mitleid und mütterliche Trauer zugleich. Aber das Antlitz der Liebe enthüllte sich ihr nicht.

Lange weinte der Blinde. Rahel hatte ihr Buch in die Tasche gesteckt und wartete. Endlich sagte sie, leise mahnend: „Johannes!“

„Verzeih, Rahel“, sagte er. „Du sollst mich nie mehr weinen sehen.“ Er stand auf. Rahel griff nach seinem Handgelenk und führte ihn so — er war an ihre warme Hand gewöhnt — nach Hause. Der Wald rauschte tröstend, der See plätscherte klingend und leise, die Pappelblätter in der Allee raschelten reizvoll, und Rahels Füße gingen neben ihm. Er hörte es nicht. Er wußte, daß er hatte Abschied nehmen müssen von der harmlosen, liebevollen, stolzen und enthusiastischen kleinen Rahel, die neben ihm ging, nicht mehr mit ihm. Wollte er sie behalten, mußte er mit Gott ringen, daß er seine Seele stille und seine Liebe wunschlos mache. — — —



Die Cavesangst Christi-Grotte im Cal Josaphat am Oelberg.

Sie ist das einzige Heiligtum, das sich noch im ursprünglichen Zustand befindet. Die nackten Säulen und Zelle des steinigen Bodens sind ohne jeden Mörtelanwurf noch wie zu Zeiten Christi. Unser Bild zeigt den Hauptaltar der Cavesangstgrotte mit den kahlen Felsen unterhalb.

Als Rahel wieder kam zur gewohnten Stunde, klang ein Ton der Entfremdung in ihrer Stimme mit.

„Das ist lieb, Rahel“, sagte der Blinde ruhig, „daß du so regelmäßig kommst und mich nie im Stich läßt. Ich danke dir dafür.“

„Und auch ich danke Ihnen, liebes Fräulein Rahel“, sagte Johannes' Mutter. „Ganz gewiß wird Sie der liebe Gott schon darum allein nie im Stich lassen.“ Mit leisem Erstaunen und erleichtert sah Rahel auf. Sie hatte sich also getäuscht damals im Wald. Er hatte um des Waldes willen geweint. Sie atmete auf.

„Ah, Johannes, ich komme ja so gerne.“ Es war der alte, vertraute Ton. Johannes lächelte schmerzlich.

(Fortsetzung folgt.)

## Ewiges Leben.

Aus einer Osterpredigt von B. Pfister.

Es gibt ein ewiges Leben! ruft der Auferstehungstag Christi in die Welt hinaus, in die Menschenseelen hinein. — Und wenn Tausende jetzt stürmisch Beweise, Beweise, Beweise verlangen, so läßt sich Ofters zunächst gar nicht ein auf dieses bekannte, fruchtlose Diskutieren und Disputieren der Menschen über höchste und letzte Dinge und Fragen. Gott ist —, mögen es die Menschen glauben oder nicht. Das ewige Leben ist —, mögen es die Menschen glauben oder nicht.

Christus lebt —, mögen es die Menschen glauben oder nicht. Die Sonne strahlt, ob die Menschen sie sehen oder nicht. Der Monte-Rosa steht da in majestätischer Pracht, auch wenn der Fuß keines einzigen Wanderers ihn betritt. Die Missa Solemnis von Beethoven leuchtet als erhabenstes Kunstwerk, ob die kleinen Menschlein kritisieren oder loben. Gott fragt nicht uns, ob er sein dürfe. Christus fragt nicht uns, ob er der Auferstandene, der Lebendige sein dürfe. Das ewige Leben fragt nicht uns, ob wir mit unserer Philosophie es für seiend oder nichtseiend erklären. Zweifle, wenn du willst, an allem, an den sichtbaren und den unsichtbaren Dingen; zweifle daran, ob Napoleon, ob Luther, ob Plato je gelebt haben; zweifle, ob New York tatsächlich eine Stadt in Nordamerika sei. Dein Zweifel wird die Wirklichkeit an keinem Punkte und Pünktlein umgestalten. Das, was ist, das ist, ob dann alle die Menschengehirne es glauben, es gestatten, es bezahnen oder nicht.

So wage ich, in dieser Osterstunde, uns alle zunächst ohne menschliche Beweise zu beugen unter die Wahrheit: Es gibt ein ewiges Leben; du hörst nicht auf, wenn dein Auge im Tode bricht. Diese Botschaft vom ewigen Leben ist ausschreckende Gerichtskunde für diejenigen, die bis heute nur ihr niederes Leben in Sünde, Genüßen und Selbstsucht pflegten. Diese Botschaft vom ewigen Leben sei Trostskunde für alle, die über den Tod ihrer Lieben nicht hinwegkommen können. Diese Botschaft vom ewigen Leben sei verheißungsvolles Geheimnis für die, welche in ihrem bisherigen Dasein schon etwas empfangen und erreungen haben vom Sieg über die fleischlichen Niederungen, vom Geiste Jesu, vom Frieden Gottes.

\* \* \*

Mit dieser letzten Erkenntnis berühren wir nun doch die Beweisfrage für das ewige Leben. Warum gibt es so viele Menschen, die gerade am Grabe Zweifler sind, die gerade an dem Punkte, da die Weltanschauungen sich scheiden, zum Unglauben sich entschließen? Ich meine, der tiefste Grund des Zweifels am ewigen Leben liegt nicht in Verstandesbedenken, in naturwissenschaftlichen Erwägungen. Jeder hat die Weltanschauung, deren er selber wert ist, die seinem Wandel entspricht. Jeder besitzt die Theorien, die der Praxis seines inneren Lebens entstammen.

Ein Freund hat mir erzählt: Mir geht es eigentlich mit meiner Christenhoffnung, mit meinem Ewigkeitsglauen. In den Zeiten, da ich von dem niederer Ich mich in die Tiefe ziehen lasse und in den Tälern der Gottesferne und der Gleichgültigkeit dahingehend, verblaßt und verschwindet auch völlig meine Christenhoffnung. So oft ich praktisch am Sichtbaren hafte, bin ich auch theoretisch im Denken und Glauben, vom Sichtbaren unterjocht. Dann aber, wenn wieder ein höherer Geist in mir zu wirken beginnt, wenn ich aus der Zersplitterung zu mir selber und zu meinem Gott komme, wenn ich auf Sieg und auf Gehorsam, auf völlige Hingabe in Gottes Führung meinen Willen richte, dann — wunderbar — kann ich, muß ich an die Osterbotschaft glauben, dann ist mir Jesus nicht mehr der tote, vergangene, sondern der lebendige, gegenwärtige; Gott nicht mehr der ferne, sondern der nahe; ich schaue dann meine Mitmenschen nicht mehr als physische, sondern als geistige, gottentstammte Wesen. Ja, so oft und so lange ewiges Leben in mir ist, ist mir das ewige Leben nach dem Tode die selbstdverständliche aller Wahrheiten. Aber diese Gewissheit schwindet in dem Maße, als ich am inwendigen Menschen Rückschritte mache.

\* \* \*

Ein französischer Schriftsteller soll mit den Worten dem Tode entgegengegangen sein: „ich sterbe, ohne eigentlich gelebt zu haben.“ Wie, wenn du heute abberufen würdest, müßtest du vielleicht klagen, schreien: „Ah, ich sterbe ohne wirklich, im tiefsten Sinne des Wortes gelebt zu haben.“